Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 49

Artikel: Der Simelistock
Autor: Gurtner, Othmar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644732

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

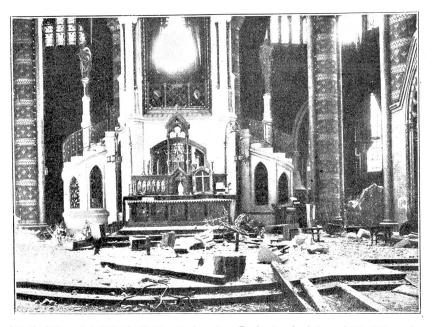
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Der Bochaltar der Kathedrale von St. Quentin. An den herabgefallenen Pfeilerstücken usw. kann man deutlich erkennen, daß die Zerstörungen nicht durch menschliche hände, d. h. also durch die in der Stadt besindlichen Deutschen angerichtet sein können.

und Ergänzung der Vorschläge von Cornelius Gurlitt und E. Zittelmann und gestüht auf Art. 27 der Beschlüsse der II. Haagener Konferenz folgende Sätze auf: 1. Die kriegsführenden Staaten werden eingeladen, anzuerkennen, daß keine kirchlichen oder der Kunst und der Wissenschaft geweihten Gebäude zu militärischen Zweden verwendet werden dürfen. 2. Diese Gebäude und Denkmäler sollen durch ein Zeichen (Goldenes Kreuz oder Goldener Stern) kenntlich gemacht werden; sie und ihre Umgebung müßten durch Maßenahmen gesichert sein. 3. Die Integrität dieser Schongebiete soll durch einen Beauftragten eines neutralen Staates überwacht werden. 4. Eine internationale Kommission soll die zu schüßtenden Kunstobjekte bezeichnen. — Es ist von den Bersechtern dieses Gedankens also ein neues internationales Institut im Sinne des Roten Kreuzes und des Roten Sternes in Aussicht genommen. Der Sitz ist Vern zugedacht.

Wir stehen der Sache, wie gesagt, mit 3weifel gegen= über. Einmal deshalb, weil sie in der Sauptsache von Deutschen verfochten wird. Richt, daß an der guten Absicht Dieser Männer zu zweifeln ware. Aber man stelle sich Die Gefühle der Franzosen diesen schönen Ideen der deutschen Brofessoren gegenüber vor: Im Herzen die furchtbare Wunde, das Bewußtsein, daß mitten im schönsten Frankreich eine Bufte liegt, durch den Feind verursacht, der zuerst internationale Berträge (Belgien) bricht; dieser Feind macht eine schöne Geste, nimmt sich des kleinen Restes der in Nordfrankreich stehen gebliebenen Rirchen und Denkmäler an in dem Momente, da sein militärischer Sieg und die Niederlage und Demütigung des Gegners ihm gesichert erscheinen: Rein, von dieser Seite ift nach unserm Empfinden fein Berftandnis für den "Goldenen Stern" zu erwarten. Wer logisch denken kann und fein Seuchler ift, muß das beareifen. Man stelle sich nur die Situation als auf der Gegenseite liegend vor: mitten durch die Rheingegend gieht sich ein Wüstenstreifen, in dem die ehemaligen Dorfer noch als helle Fleden, die Städte als Trümmerhaufen erkenntlich sind, in dem das Grun verschwunden und die Erde das Aussehen einer beulenbededten Leiche hat. Niemand wird behaupten können, daß in diesem Falle in Deutschland großes Interesse für ein neu zu schaffendes internationales Bureau in Bern zu finden wäre.

Zweitens sett - da doch für diesen Krieg das Unter-

nehmen als aussichtslos erscheint — bie projektierte Neugründung den Glauben an spätere neue Kriege voraus. Dieser Glaube ist absurd, wenn er auch — wir geben es zu — seine Gründe durchaus der Wirklichseit entnimmt. Aber uns scheint, er sei aus einem abgrundtiesen Pessimismus hersaus geboren, den zu bekämpfen die heiligste Pflicht des Gegenwartsmenschen ist. Denn nur der Glaube an den Krieg hat diesen Krieg möglich gemacht und wird die künfstigen möglich machen.

Wenn wir also unsere Zweifel nicht unterdrücken können und wollen, so möchten wir doch anderseits nicht unterlassen, zu betonen, daß der Appell: "Friede dem Runftwerke!" die Unterstützung jum min= desten der Neutralen verdient. Diese Unter= stühung kann zwar im gegenwärtigen Kriege nur eine moralische sein. Wir können unsere Sympathien aussprechen allen den Bestrebungen derjenigen Rriegführenden, die ver= möge ihrer besseren Einsicht oder ihrer besseren Kriegslage imstande sind, der Pflege der Runstdenkmäler ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Wir betrachten es durchaus als Verdienst des deutschen Bolkes, daß es seinen ichon im Frieden

sich anerzogenen Respekt für das Runstwerk auch im Krieg betätigt. Beispiele hiefür sind uns wohl bekannt. Die Deutschen sind bekanntlich die fleißigsten Runfthistoriker. Ihr Sinn für Sammlung und Pflege der Runftschätze ließ ihnen das Ordnen und Verwalten der in Feindesland angetroffe= nen Gemälde-, und Stulpturen- und Antiquitäten-Sammlungen zur angenehmen Pflicht werden. Die deutsche Gründ= lichkeit hat in Belgien und Nordfrankreich Staunenswertes geleiftet in dieser Sinsicht. Wir haben ein Buch vor uns, bas hierfür nur ein tleines Beispiel ist. Es enthält auf Groß-Ottav-Format, in mustergültiger Ausführung, 89 Reproduktionen von Werken eines frangösischen Meisters*) der Rototo-Beit, die von den Deutschen durch Wegnahme aus St. Quentin und Unterbringung in Maubeuge in Sicher= heit gebracht wurden. Ein deutscher Gelehrter, in Uniform wohl, schrieb dazu einen sehr gediegenen deutschen Text. Gewiß haben die Berausgeber die Besitzer der Gemäldesammlung nicht um die Reproduktionserlaubnis angefraat. und darum dürfen sie auch nicht auf die Anerkennung der Frangosen rechnen. Aus diesem Grunde erübrigte die Bolemik des Borwortes; auch die etwas demonstrative Aufschrift: "Herausgegeben von einem deutschen Reservekorps", können wir nicht als zur Sache ber Runft gehörig betrachten. Abgesehen davon aber verdient das Vorgehen der Deutschen in der Runstpflege Nachahmung, und ganz sicher wird die deutsche Fremdherrschaft für Frankreichs Runft in dieser Sinficht nur gute Folgen haben. H. B.

Der Simelistock. #

Ganze zwei Stunden patschen wir schon im nassen Fels, um uns Nebel in uns —

"Was glaubst, Heus? glückt's uns wohl heut'?" Ohne Besinnen weiter, keuchend an glattem Felsbuckel

hinauf in die plattengeäderte Mulde . . . Hand in Hand stehen wir oben am Grat.

Im Simelisattel — endlich frei. Beidseitig fallen die Felsflanken steil ab — hier ins Tenn — da ins Ochsental.

^{*)} La Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV. 89 Nachbildungen von Kunstwerken in St Quentin. Mit einer Einführung und biographischen Anmerkung von Hermann Erhard. 2. Auflage. Korpsverlagsbuchhandslung. Bapaume. Im Buchhandel bei R. Piper & Co., Verlag, München.

Un den steilen Plattenschüssen frabbelt der Nebel dem Grat Bu. Groß und bleich fteht die Sonne über der Borderfpige.

Die Platten im Tenn tragen Schneebelag. Duntle Badengrätlein stechen scharf ab vom Weiß des Schnees auf den Schichtköpfen. Dahinter - weit, weit - schim= mern Schneeberge herüber

Den Ruden an die Steilwand gelehnt, sonnen wir

uns am Fuß des Simelistodes.

Nie wird uns größeres Glud zuteil, als wenn aus ungewissen Traumgebilden die große, herrlich flare Gewiß= heit erwacht. Erst sträuben wir uns gegen den bloßen Gedanken und zweifeln am guten Gelingen der Fahrt. Wie sich der Frühnebel weich in die Gräte verwebt, so schlingt sich in zagender Wonne ein seltsames Sehnen um uns ein Suchen und Taften nach ruhigen Zügen der Schöpfung. Dann saugt das Morgengestein den Hauch von den Bergen und rötet die fliegenden Fahnen am Schneegrat. Befreit entaleiten die bangen Gedanken — zerschellen im jähen Sturze — und aus den Trümmern jauchzt es empor zum sonnenbeschienenen Berg: zur Tat!

Gleich der Einstieg ist schwer. Un leidlichen Grifflein schiebt man sich hinaus in die Wand, die jah, in Ueberhänge abbrechend, über dem Tenn hängt. Mit ganzem Gewicht an der Rechten, die Füße angezogen, und in winzige Tritte verstemmt, hängt man über dem Abgrund die Linke tastet am bauchigen Wulft von rauhem Ralk . . .

"Seus, fomm doch herüber und hilf!"

Wie Fliegen an einer Fensterscheibe kleben wir beide übereinander. Ein frecher Tritt auf den Kopf des Gefährten — die Hand erreicht einen Griff —, schon strampeln die Knie über die Kante . . . ein langer Zug noch . . . oben. Fürwahr, eine wackelige Leiter!

Wieder vereint klemmen wir uns auf einer abschüssigen Platte fest. Jest gilt es, um einen riesigen Erker herum= zuhangeln, um den Beginn des Riffes zu erreichen, der den Aufstieg vermitteln soll. Erst ist gar noch Blat für ein Rnie, doch bald schwingt sich der Körper von selber ins Leere, dann tasten die Füße, den Riß zu erhaschen, und oben frallen die Finger sich fester ins glatte Gestein.

Im Riß. — Ei, ei — bist du aber eng! — Gut, daß ich mein Bäuchlein zu Hause gelassen! . . . Da bin ich schon mitten drin und sige vergnügt in einer ichusselartigen Er= weiterung nahe am Grat. Gang nahe, an der Wand, die ein schwarzer Ramin von unten bis oben zerreift, klebt ein Buntspecht. Der macht sich's aber leicht - hupft und flattert und fummert sich den Teufel um Schwere und Lot. So leicht — und wir "Du, ich will nach," zerrt es von unten am Seil. "D

sicher . . . entschuldige los!"

Noch einmal klemmt sich der Riß gar eng in die Platten und wählerisch darf man nicht sein in der Benutzung von Griff und Tritt, denn sie fehlen überhaupt. Roch eine luftige Rannte, dann legt sich die Wand gewährend zurud im Sturme gewinnen wir den nebelentragenden Gipfel.

Großes — stilles Glud. Wir staunen und schweigen und wahllos taumeln wir, schwelgend im stolzen berausschenden Sange der Berge, brüderlich einig, versöhnt mit allem, was tief unterm Dunsthauch sich birgt, und hoch und heilig gittert in unserer Bruft ein Schauer dankbarer Freude empor.

So ward uns der Simelistod.

Aus "Othmar Gurtner, Schlechtwetter-Fahrten", mit gütiger Erlaubnis des Verlages G. A. Bäschlin, Bern, abgedruckt. (Man vergleiche die Buchbesprechung im 2. Blatt.)

beschichtliches vom Weihnachtsfest.

Weihnachten ist das Fest der Feste. Rein anderes wurzelt so tief in der Bolksseele, keines wird so allgemein unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung gefeiert. Es ist in erfter Linie ein Fest der Rinder, das Weihnachtsfest.

Und vielleicht gerade deshalb, vermöge auch seiner bergerfreuenden Gebräuche, seiner lieben Ueberraschungen und sinnigen Symbolit verdankt es seine Bedeutung. Die Alten macht es wieder jung. Es frischt Jugenderinnerungen auf. Stets ist uns der helle Lichterglanz etwas Neues. Nie wird das Fest uns banal. Darin liegt seine Rraft. In ihm offenbart sich die ganze Tiefe des Gemütslebens eines Volkes. In ihm konzentrieren sich die edelsten Triebe. Und wie reich ist gerade unser schönes deutsches Weihnachtsfest! Wie ist das Weihnachtsfest entstanden? Warum feiern

wir den Geburtstag des Berrn gerade am 25. Dezember? Das sind interessante Fragen und wir wollen versuchen, sie nachstehend zu beantworten und einiges aus der Geschichte des Weihnachtsfestes in aller Rurze mitzuteilen.

Sicher ift, daß Weihnachten nicht immer am 25. Dezember geseiert wurde. Die ersten Christen seierten den Epiphaniastag, den 6. Januar, den Dreikonigstag, den Tag der Taufe Jesu. Im Jahre 354 verlegte der Bischof Liberius Jesu Geburtstagsfeier auf den 25. Dezember. Dieser Tag tritt gleichzeitig nach einer römischen Liste ber Märtnrerfeste, einer Art Kalender, als Neujahrstag auf. Nicht gelehrte Berechnung war es, die den 25. Dezember als den Geburtstag des Heilandes herausklügelte, sondern kluge Erwägung. Das Christentum hatte im 3. und 4. Jahrhundert immer noch einen harten Rampf mit dem Beidentum zu bestehen. Und dieses feierte gerade um den 25. Dezember seine größten, ausgelassensten Feste, gegen welche das einfache christliche Fest am Epiphaniastage (6. Januar) sich recht bescheiden ausnahm. Indem man nun die Geburtstagsfeier Jesu auf den 25. Dezember verlegte, hoffte man, ihr zu größerer Bopularität zu verhelfen. Und darin täuschte man sich nicht. Wir finden ähnliche Vorgänge übrigens noch zu andern Zeiten. Die klugen Glaubensboten ließen dem Bolte die fest eingewurzelten Festtage der heid= nischen Zeit, die Opfer= und Gelagetage der Götter, nament= lich auch in Deutschland, indem sie diese zu Beiligentagen machten. Go zum Beispiel der 11. November, der Martins= tag, der 30. November, der Andreastag, der 6. Dezember, der St. Niklaustag, spielten bei den Germanen eine sehr große Rolle. Es war bei ihrem Uebertritt zum Chriften= tum sehr wichtig, daß man ihnen solche Festtage ließ. Daraus läßt sich auch erklären, daß an diesen Tagen viel heidnischer Aberglauben bis in unsere Tage haften blieb. Und so sehr das Chriftentum diese heidnischen Brauche befämpfte, es vermochte nicht, sie auszurotten, es fonnte sie nur veredeln.

Die Weihnachtstage liegen in der Zeit der Wintersonnenwende. Die Sonne hat den fürzesten Tag übers wunden. Es geht wieder aufwärts, dem Lichte entgegen. Und wenn man auch noch nicht viel merkt von der Ber= längerung der Tage, ein wichtiger Wendepunkt ist doch eingetreten, ein viel bedeutungsvolleres Ereignis als jener Moment im Juni, wo sich die Tage zu fürzen beginnen. Im Vollgenuß der schönen Jahreszeit denkt eben der Mensch nicht an die Tage des Dunkels. Im Dezember aber ist ihm die Sonnenwende ein doppelter Bote des Lichts. Es ist nicht von ungefähr, wenn der Kampf in der Natur, der Rampf des Lichts mit der Finsternis, seinen Reflex in der Rulturgeschichte findet. Nach der ehernen Naturnotwendig= teit muß das strahlende Himmelsgestirn den Sieg davon= tragen. Deshalb mußten gerade unsere heidnischen Borfahren mit ihrem Sonnentultus, die noch viel mehr mit der Natur lebten, veranlaßt werden, ein Lichtfest zu feiern, ein Siegesfest des Lichts. Der 25. Dezember war den Römern der Geburtstag ihres Sonnengottes Natalis invicti (der Unbesiegte). An diesem Tage zündeten sie Lichter und Freudenfeuer an, die jett in unsern Kerzenlichtern weiterleben mögen. In diese Dezembertage fiel auch das Fest der Saturnalien. Auch die persische Mithrareligion fannte den 25. Dezember als den Geburtstag des Licht= gottes. Den Aegyptern war der Tag der Kronostag, auch